

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 97 (1971)
Heft: 10

Illustration: [s.n.]
Autor: Hürzeler, Peter

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

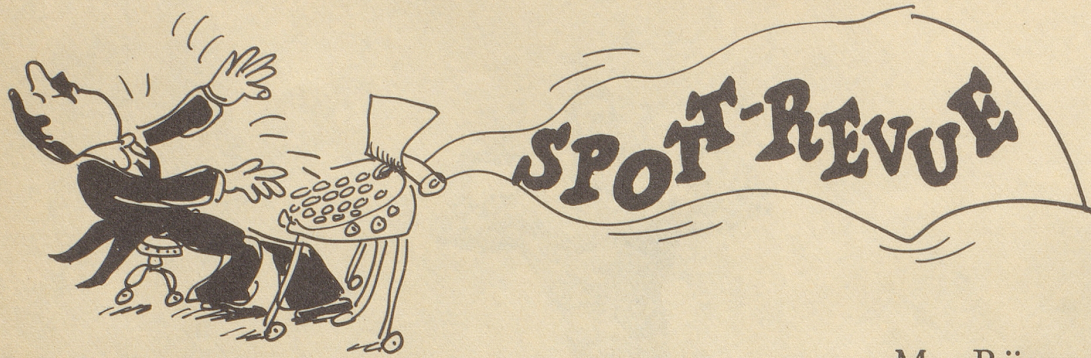
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



von Max Rüeger

Schmerzliches Eingeständnis eines unbegabten Fasnächtlers

Die närrischen Tage sind verrauscht, die Kostüme demontiert, die Kater ausgeschlafen. Entfesselte Bööggen wurden wieder Menschen, das ist, gerade für entfesselte Bööggen, offenbar selbstverständlich, denn ihnen scheint die Gabe eigen zu sein, sich immer dann auszutoben, sobald der Kalender koboldiges Spiel fixiert.

Allein mich wurmt die vergangene Fasnacht noch weiter, sie bewies einmal mehr mein Unvermögen, in irrer Gewandung an einer Fröhlichkeit teilzuhaben, der ich seit Jahren gerne erliegen möchte, die mir jedoch so fremd bleibt wie ein Azteken-Dialekt aus dem mexikanischen Hochland.

Darüber kann ich mich richtig von Herzen ärgern.

Diverseste meiner Freunde, Kolleginnen und Kollegen demonstrieren mir alljährlich in der zweiten Hälfte Februar die temporäre Aussparung des Ichs aus der Alltagsroutine.

Kameraden, die elf Monate und zwanzig Tage in sich ruhen, die gefestigt und überlegen ihrer Arbeit nachgehen, vereinigen sich zu einem Zirkel, der sich in Gesprächsrunden absondert, der Schranken aufrichtet, die gewöhnliche Sterbliche nicht mehr bezwingen können. Plötzlich sind vier Leute, die vordem unter uns waren, nur noch unter sich, sie stecken die Köpfe zusammen, Gekicher und Gelächter schallt durch den Raum, man ist ausgestoßen, verfermt.

Wenn Fasnächtler konspirieren, werden Menschen zu Narren.

Die Wandlung, vorerst nur andeutungsweise erkennbar, wird mit dem Näherrücken der einschlägigen Daten geradezu faszinierend.

In permanenter Erregung durchmessen sie die Tage, kultisch gepflegte Abendschoppen fallen aus,

diese Stunden müssen genutzt werden, um Kostüme zu basteln.

Und in solchen Phasen der Einsamkeit reift auch in mir immer wieder der Wunsch, als heiteres Phantasie-Gebilde mitzutun am ausgelassenen Treiben, man ist doch sterneneufi kein Griesgram, das wäre ja gelacht, wieso soll man nicht können, was der Gusti und der Urs beherrschen und überhaupt: man hat ja schließlich Mutterwitz. Ich überwand mich also, stand um Karten an sowie auf dem Standpunkt, daß ich als rundlicher Tiroler mit Krachledernen, Wadenstulpen und Filzhütchen närrischen Kontakt wohl finden würde.

Während andere ihr Haupt in Silberbronze tauchten, begnügte ich mich mit der Bemalung der Nase und der Backenpartien durch rote Farbe.

Ein randloser Kneifer blieb im Fundus, solche Requisiten wirken erfahrungsgemäß störend, sobald man sich böögigisch nähert. Der Abend war eine Katastrophe. Zuerst riß mich ein Gartenzwerg aufs Tanzparkett – unglückseligerweise intonierte die Kapelle «La Bostella», nach dem zweiten Niederkauern ging mir die Luft aus und der Gartenzwerg ergriff die

Flucht, nicht ohne vorher noch hämisch darauf hingewiesen zu haben, ich sollte mir doch einmal Prospekte von Ueberlingen beschaffen.

Zutiefst gekränkt wankte ich an irgendeine Theke, da war noch ein Plätzchen frei zwischen einer Jaßkarte und einem Marsmenschen. Ich spendierte eine Runde.

Der Marsmensch sang «Im Krater blühh wieder die Bäume», die Jaßkarte schimpfte mich «Schellen-Ursli», die Barmaid kassierte und flüsterte mir vertraulich zu, Ballbesucher in Zivil hätten es immer schwer.

In der Ecke schäkerte ein Papagei mit einem Leopardeweib und blamierte damit den gesammelten Brehm, ein nicht ganz unbekannter Industrieller schmiß orgiastisch Papierschlängen ins Orchester, ich hing vereinsamt an der Theke, blinzelte einer Sejungfrau zu, die aber bereits eine Wurzelplastik umgarnete, niemand wollte mich Tiroler erfreuen und leise schlich ich mich aus dem bunten Getümmel hinaus in die Stille der Nacht.

Einen Tag später traf ich wieder jene Kameraden, die elf Monate und zwanzig Tage in sich ruhen, die gefestigt und überlegen ihrer Arbeit nachgehen.

Sie vereinigten sich zu einem Zirkel, der sich in Gesprächsrunden absondert, der Schranken aufrichtet, die gewöhnliche Sterbliche nicht mehr bezwingen können.

Sie steckten die Köpfe zusammen, Gekicher und Gelächter schallte durch den Raum – und man war ausgestoßen, verfermt.

Sie erzählten vom Guggenmusik-Finale, vom Frühstück im Bahnhofbuffet, vom Schloßgespenst, das morgens um sieben durch die Bahnhofstraße gaukelte.

Nach einer Woche sind die Freunde, Kolleginnen und Kollegen, die unter sich waren, wieder unter uns. Aber eine zarte Spur von Mitleid bleibt. Genau so wie die Erkenntnis, daß man niemals Fasnächtler werden kann, wenn man nicht Fasnächtler ist.

Dafür bin ich am Ostermontag komisch.



Der Schallplattentip:

Der Mey ist gekommen

Ihm ist das erstaunliche Kunststück gelungen, mit einer goldenen Schallplatte ausgezeichnet zu werden. Das geschah am 12. Dezember 1970 in Berlin, von der Veranstaltung existiert eine Live-Aufnahme, vier Longplay-Seiten in einem Album, und das muß man sich einfach kaufen.

Reinhard Mey.

28 Jahre jung, als Berliner verheiratet mit einer Pariserin, er hat Fans in Deutschland wie in Frankreich, er singt in beiden Sprachen, und das ist, wie so vieles an ihm, ungewöhnlich.

Das Chanson, das lyrische Chanson im speziellen, es hatte im deutschsprachigen Raum seinen festen Platz. Es wurde vorgetragen von Bänkelsängern in rauchigen Kneipen, Dichter schrieben für Diseusen auf Kleinkunsth Bühnen, im Chanson formulierte sich Zeitkritik, artikulierten sich aber auch Menschlichkeit, Alltag, all jene Dinge, denen man begegnet, an denen man vorbeigeht.

Die heutigen Bänkelsänger sind aggressiv geworden, politisch engagiert, vordergründiger engagiert als früher, damals wählte man noch das Bild, den Vergleich, um sich mitzuteilen, jetzt ist man direkt.

Und da kommt eben Reinhard Mey.

Ein zeitgemäßer Poet, der Zeitloses besingt, ohne der Zeit zu entfliehen.

Er ist durchaus bereit zu handfestem Klamauk. Er singt die Parodie auf einen deutschen Western – «Die Ballade vom Pfeifer» – er bedient sich darin, ganz bewußt, der Parodie. Er amüsiert ein grinsendes Publikum mit der «Diplomatenjagd» und entlarvt darin leichtgewichtig den verknöcherten Standesdünkel, der solchen Veranstaltungen eigen ist.

Aber in einsame Höhen schwingt sich Reinhard Mey dort, wo er ans Herz greift, besser: wo er zupackt mit leisen Worten, wo er sich zurückzieht in Belanglosigkeiten, wo er ohne bombastisch präsentiertes Anliegen schildert, was ihm widerfuhr, wo er selbst Schlußfolgerungen meidet, sie dem Zuhörer überläßt.

Wenn er sich seiner alten Freunde erinnert, die ihm am Anfang geholfen haben, als er noch von Lokal zu Lokal zog und nicht im Sportwagen von Vorstellung zu Vorstellung – das ist so fern jeglicher Memoiren-Sentimentalität, von jener falschen Dankbarkeit, die derartige Lieder oftmals so unerträglich machen.